

Überlegungen einer Gruppe von Wissenschaftlern, Journalisten und Öffentlichkeitsarbeitern, die in den sogenannten »Klagenfurter Thesen zur Wissenschaftspublizistik« vor vier Jahren u. a. folgendes gefordert haben: »Bei der Berufung von Wissenschaftlern sind ihre Vermittlungskompetenzen und populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen im Auswahlverfahren zu berücksichtigen.«

Gewaltopfer in den Medien

Journalistinnen und Journalisten im Dilemma zwischen dem Schutz der betroffenen Opfer und der Informationspflicht gegenüber der Öffentlichkeit

Ein Programmpunkt dieser Tagung der Evangelischen Akademie Arnoldshain von 15. bis 17. Mai 1992 war: »Kriminalberichterstattung in Deutschland. Bedarf es einer »neuen Medienethik zum Schutz von Gewaltopfern?«¹ Der Deutsche Presserat beispielsweise habe das bisher kaum gefragt, fand man bei der Vorbereitung der Tagung.²

Opfer von Gewalttaten sind bisweilen doppelt geschädigt, wenn über sie journalistisch berichtet wird. Das unterstreichen Viktimologen.³ Selbst Fachjournalisten, stellvertretend für andere anwesend, wußten zu wenig von der Arbeit der Opferhelfer. »Das müßte man ändern. Gewaltopfer-Schutz sollte in der Journalistenaus- und -fortbildung eine Rolle spielen«, resümierten alle.

Der Vorwurf an die Journalisten lautete: »Da sind sie ziemlich beschäftigt, an so ein Opfer heranzukommen«, mit Kamera, mit Tonband, mit dem Bleistift. »Die Energie, die dort hineingelegt wird, sollte aufgewendet werden für Überlegungen, das anders zu verbildlichen.« Immer häufiger verweigern sich Opferhelfer, sagen: »Wir vermitteln keine Opfer mehr.« Dr. Michael Baumann⁴, der die Tagung mitorganisiert hatte, äußerte die Ansicht, bei Themen wie »Gewalt gegen Kinder« oder »Gewalt gegen Frauen« könnten die Medien ohne die herkömmliche Authentizität trotzdem eingängig, womöglich anders, dennoch konkretisierend berichten, ohne die Gewaltopfer zu belästigen. Es stellte sich die Frage: Hat auch »Kriminologie-Journalismus« als Sozialwissenschafts-Journalismus hohen Nachrichtenwert? Oder käme es darauf an, Reportageelemente anders zu gestalten, die in sozialwissenschaftlichen Beiträgen meistens »bewußt« fehlen?⁵ Bei Themen mit hohem, etwa politischen, Nachrichtenwert ist man beispielsweise ohnehin weniger auf Reportageelemente angewiesen.

Überwiegend war man davon überzeugt, aus der Sicht der Gewaltopfer komme es darauf an, sehr zurückhaltend zu berichten; paradoxerweise entstehe so mehr Nähe als etwa mit Horrorbildern. Was grausam wirkt,

In anderen Ländern treten die geschilderten Probleme wegen der stärkeren Marktorientierung der Wissenschaft nicht so markant in Erscheinung. Auch in Deutschland gibt es seit der Aufklärung eine Tradition »öffentlicher Wissenschaft«, an die es zu erinnern gilt. Das Medientraining war ein bescheidener Versuch dazu.

WALTER HÖMBERG

vernebelt; es distanziert, schreckt ab. Zuschauer gewöhnen sich rasch an Bilder von verletzten Gewaltopfern. Authentische Video-Aufnahmen etwa, mehrfach betrachtet, gingen nicht mehr so nahe. Das unterstrich Jo Groebel von der Universität Utrecht. Er präsentierte eigene Untersuchungsergebnisse, wonach Privatfernsehsender ein viel ausgeprägteres »Gewaltprofil« zumal im Vorabendprogramm haben als öffentlich-rechtliche. Insgesamt kommen pro Woche in deutschen Fernsehsendungen etwa viertausend Morde zusammen.

Boulevardblätter sehen einen »gescheiterten« Mord erst ab fünf, sechs Toten, das gab der stellvertretende Chefredakteur Udo Röbel von »Bild am Sonntag« zu. Indies: Abgeschwächt gilt dieses Prinzip auch beim »Spiegel«. Zwar kann sie, wie die Fachjournalistin Gisela Friedrichsen sagte, verhindern, daß Fotos von Gewaltopfern überhaupt in die Redaktion gelangen, deren Veröffentlichung den Abgebildeten zweifellos schadet. Aber selbst wenn ein Reporter einem Gewaltopfer versprochen hat, Fotos nicht zu veröffentlichen – einmal aufgenommen, geraten sie womöglich doch auf den Redaktionstisch, und dort wird anders entschieden. Die Tagung beschäftigte sich auch mit der Frage: Sollten aus Forschungseinrichtungen dort finanziell gesicherte Fachjournalisten hervorgehen?⁶ Offen indes bleibt, ob ihre Beiträge auch veröffentlicht würden.

Gisela Friedrichsen ändert, wie sie mitteilte, routinemäßig die Namen, wenn sie im »Spiegel« über Opfer von Gewalttaten berichtet. Nur ausnahmsweise hatte sie einmal den Vornamen, wie er war, belassen. »Marion«, die frühere Freundin eines Angeklagten, rief viel später an, um zu sagen: Sie war erkannt worden, und das hatte ihr geschadet.⁷

Ausgerechnet (kriminelle) Täter bringen, glaubte man übereinstimmend bei der Tagung, aktiv Nachrichtenwerte zustande; sie sind raffiniert, werden bewundert. Umgekehrt würden passive, schwache Opfer verachtet und vernachlässigt.⁸

Lebhafte Kritik gab es am Fernsehen: Man sieht viel zu viele Mordszenen, dutzendweise sind sie täglich in

Kriminalfilmen. Am selben Programmplatz wechseln freitags im ZDF die erfundenen ganz direkt ab mit wirklich geschehenen Kriminalfällen. Auch wenn es bei den realen Delikten heißt: »Die Kriminalpolizei bittet um Ihre Hilfe...«, die Parallele bleibt.

Wahrscheinlich dienen denselben Zuschauern die fürs Fernsehen nachgestellten Fälle vor allem der Unterhaltung, wie der Serienkrimi. Die Kriminologische Forschungsgruppe im Bundeskriminalamt plädiert gegen das Genre »real crime«, gerade weil es nicht realistisch genug ist. Zwar sei es wirklichkeitsnäher, ängstige deshalb viel mehr als Kriminalfilme, die ähnlich wie Märchen (mit Strickmuster, Schauspielern...) außerhalb der Welt spielten. Doch »real crime«, »reality show«, habe, kritisiert die Forschungsgruppe, mit der Medienberichterstattung über Gewaltopfer einen entscheidenden Fehler gemeinsam: Es erscheinen zu wenige verhältnismäßig »normale« Fälle. Gewalt etwa in der Familie läuft nur selten auf Knochenbrüche, auf Mord hinaus. Gerade weniger brutal ablaufende, statistisch gesehen viel häufigere Vorkommnisse könnten zeigen: »Gewalt ist viel näher, als man gemeinhin glaubt.« So besehen würden die »real crime«-Darstellungen gerade nicht präventiv wirken.

Die Arnoldshainer Akademie ist bisweilen Austragungsort für – am zeitgenössischen Alltag gemessen – eher vordenkende Konzepte. In die Schublade könnte etwa der Wunsch nach einer Verbindung zwischen Journalismus (oder Opfer-Sozialforschung) und Sozialarbeit gehören. Journalisten wären als Klagemauern gewiß äußerst nützlich, gerade für den Umgang mit Gewaltopfern. Doch: Wer kommt dafür auf? Macht man daraus ein Ehrenamt, wie traditionell Gefangenenbesuche etwa der Straffälligen-Hilfe? Da ergibt sich ein Vergleich mit Medienpädagogik: Sie könnte sich konzentrieren auf ein Thema wie Gewaltopferschutz und Journalisten einbeziehen. Die würden über Einzelheiten in der Kindesmißhandlung und zugleich über sinnvolle Präsentationsmöglichkeiten informiert. Für ihre Arbeit mit Gewaltopfern könnten auch Journalisten lernen aus jener Richtlinie vom »wissenden Einverständnis« in einer »Ethik der Sozialforschung«.⁹

Erwartungsgemäß hat man eine die Gewaltopfer schützende Öffentlichkeitsarbeit vorgeschlagen. Sie ist um so wichtiger, weil Fachleute die Gefahr verdeutli-

chen, daß Opfer von Gewalttaten trotz allem allzu gerne im Fernsehen vorkommen wollen: Sie lassen sich auf einen solchen »Auftritt« ein, ohne langfristige Folgen für sich selbst abzusehen. Allgemein entspricht es ihrer sonstigen Vernachlässigung, wenn auch Journalisten nicht genug Rücksicht auf die Opfer von Gewalttaten nehmen.

1 vgl. auch zum Thema: 3. Mainzer Opferforum. Veranstalter: Weißer Ring. Die Rolle des Verbrechenopfers in den Medien. Opfer und Medien – Persönlichkeitsrechte geschützt? Vermarktung von Verbrechen – wo bleiben die Ansprüche der Opfer? Mainz: Verlag Weißer Ring GmbH 1992 (= Mainzer Schriften, Bd. 5) (im Druck).

2 Wiederholte »Zweitschädigungen« in einer Zeitung hatte für den Deutschen Presserat ein Gewaltopfer dokumentiert. Trotz der Belege schaltete der sich nicht wenigstens präventiv ein: Um den Vorwurf der »Zensur« zu vermeiden, begründete der Presserat sein Verhalten auf der Tagung.

3 Ähnlich äußerte sich Prof. Dr. Gerd-Friedrich Kirchhoff, Generalsekretär der World Society of Victimology, von der Fachhochschule Niederrhein, Mönchengladbach. Über Folgebelastungen bei Opfern von Raubüberfällen veranstalten der »Weiße Ring«, die Universität Saarbrücken und das Polizeipräsidium Darmstadt eine Fragebogen-Pilotstudie.

4 Baurmann ist Psychologe, arbeitet am Bundeskriminalamt Wiesbaden in der kriminologischen Forschungsgruppe.

5 Gegenbeispiele lieferte etwa Margaret Mead.

6 Die Anregung gab June Goodfield: Fachjournalisten in Instituten, hier etwa aus der Forschungsgruppe im Bundeskriminalamt.

7 »Individuelle Wirkungsforschung«, für die häufiger Zeit sein sollte (Susanne Broos auf der Tagung), und zwar »nicht nur solange wissenschaftliche Untersuchungen dazu noch fehlen«.

8 Während hierzulande Opfer eher glauben, sich verstecken zu müssen, bringen Italiener mehr Anteilnahme, Achtung und Mitleid für (Mafia-)Opfer auf. Vgl. Werner Raith: Opfer im Absicht. Köln 1991.

Bei thematisch verwandten Tagungen wurde darüber nachgedacht, ob Täter Opfer sind, und zwar Opfer einer langfristig allzuwenig sorgsam und behütenden Umgebung (bis hin zu »Arnoldshainer Thesen zur Abschaffung der Freiheitsstrafe«).

9 Michael Baurmann sieht diese Parallele »bei anspruchsvoller Sozialforschung«. Er hat Verbindung zu Menschen, die unter Gewaltopfer-Sein und den Medienberichten darüber leiden. Allerdings: Ein Erwähntwerden in der »Bild«-Zeitung etwa dürfte wesentlich und unkalkulierbar belastender für ein Opfer sein, als an einem psychologischen Test teilzunehmen.